

Günter Rebing
Freuds Phantasiestücke

Beiträge zur Kulturwissenschaft

Band 45

Günter Rebing

Freuds Phantasiestücke

Die Fallgeschichten Dora, Hans,
Rattenmann, Wolfsmann

ATHENA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2019

Copyright © 2019 by ATHENA-Verlag,
Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen
www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagbild: Gerhard Richter: Studie zu 324 (Sigmund Freud), 1971,
WV-Nr. 323-3. © Gerhard Richter 2018 (0255)

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)

Printed in Germany

ISBN 978-3-7455-1044-7

Inhalt

Vorbemerkung.....	7
Dora. Oder: Der Prozess gegen Dora.....	9
Der kleine Hans. Oder: »Spricht denn der Professor mit dem lieben Gott, daß er das alles vorher wissen kann?«	67
Der Rattenmann. Oder: Der Hass auf den geliebten Vater	101
Der Wolfsmann. Oder: »Wer garantiert Ihnen, daß es wahr ist?«	127
Folgerungen und Weiterungen	169
Literaturverzeichnis.....	237

Vorbemerkung

Noch im hohen Alter besteht Freud darauf, seine Psychoanalyse sei *eine Wissenschaft wie zum Beispiel die Physik*. Ihre Einsichten seien in mühsamer klinischer Arbeit an vielen Patienten gewonnen. In allen seinen Schriften pocht er auf seine *Erfahrungen* und *Beobachtungen*.

Die meisten Schriften Freuds sind theoretischer Art. Sie führen seine Theorie als *fait accompli* vor. Nur seine Fallberichte könnten sie in *statu nascendi* zeigen. An sie muss man sich halten, wenn man Freud vor Ort zusehen will, wie er die klinischen Erfahrungen gewinnt, aus denen, darauf beharrt er, seine Theorie erwachsen sei. So muss man sich in seine fünf ausführlichen Berichte über seine Arbeit mit fünf Patienten vertiefen. Unter Kennern sind diese Texte mit den Kürzeln Dora, Hans, Rattenmann, Wolfsmann und Präsident Schreber geläufig; sie wurden gar der *Pentateuch* der Psychoanalyse genannt, gelten also als kanonische, vorbildhafte Verlautbarungen des Meisters.

Es sind recht unübersichtliche, mäandernde Texte, beim ersten Lesen nicht leicht zugänglich. Ich habe vier von ihnen genau gelesen und wiedergelesen; den fünften habe ich im Folgenden nicht weiter berücksichtigt, weil Freud diesen Patienten, den Senatspräsidenten Daniel Schreber, nie gesehen hat, sondern nur ein Buch analysierte, Schrebers *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*.

Die Lektüre der übrigen vier Texte brachte reichen Gewinn. Sie zeigen in der Tat Freud bei seiner klinischen Arbeit und lassen aufs vielfältigste nachvollziehen, wie er auf seine eigentümliche Weise denkt, deutet, seine Schlüsse zieht, wie er mit seinen Patienten umgeht, wie gewinnend und brillant er formulieren kann. Jedoch auch, wie er Unlogik zu verschleiern weiß und schlichtweg als allgemeingültige Wahrheit ausgibt, was er sich am Schreibtisch ausgedacht hat.

Im wesentlichen Punkt enttäuschen diese Texte. Aus ihnen kann man nicht lernen, wie die theoretischen Bausteine der Psychoanalyse Freuds aus seiner angeblich induktiven, also strikt wissenschaftlichen klinischen Arbeit hervorgegangen sind. Das Gegenteil erweist sich als richtig. Die Fallberichte sind komplizierte Versuche, seine von vornherein feststehenden theoretischen Behauptungen durch seine *klinische Arbeit* bestätigt erscheinen zu lassen. Das erweist sich als Prokrustes-Unternehmen. Freud zwingt Aussagen und Verhalten der Patienten in seine vorab formulierte Theorie. Er stutzt seine Beobachtungen zurecht und manipuliert sie, um sie seinen Erwartungen einzupassen. Er arbeitet also deduktiv. Obendrein sucht Freud den Leser mit vielerlei rhetorischen Mitteln dafür zu gewinnen, in der Wirklichkeit etwas zu gewahren, das nur in seinem Kopf vorhanden ist.

Dadurch wird mein zunächst lediglich philologisch orientiertes, als genaues Prüfen der Argumentationslogik begonnenes Unternehmen zu einer neuartigen Einführung in Freud. Sie ist alles andere als unkritisch. Die zahlreichen kommentierten Zitate allein belegen nicht nur das eigentümliche Denken und Deuten Freuds, sondern auch die Raffinesse seiner Überredungskunst. Diese steht im Dienst einer anderen Logik als der des *common sense*. Er bringt einen verblüffenden – und nicht selten unterhaltsamen – Einfallsreichtum auf, den Leser in eine Psycho-Logik hineinzuziehen, die dessen gesundem Menschenverstand fremd sein muss.

Man hat gesagt, die Fallberichte Freuds seien die Säulen der Erfahrungen, auf deren Summe der Koloss der freudschen Theorie sicher ruhe.¹ Beim genauen Lesen jedoch erweisen sich diese Säulen als tönernen Füße, nämlich als bloße Kunststücke der Überredung.

Glaubt man nicht mehr dem Diktum Freuds, sie seien Wissenschaft, so wird der Blick frei, diese Texte als literarische Bastarde wahrzunehmen. *Dora* erscheint als ein absurdes Kriminaldrama, in dem Freud die Rolle des Detektivs und zugleich die des Tribunalpräsidenten, des Staatsanwalts und des medizinischen Sachverständigen spielt; *Hans* liest sich als satirisches Lehrstück, wie ein Wissenschaftler Daten eben nicht erheben und auswerten darf; *Rattenmann* als Ableger von Laurence Sternes *Tristram Shandy*, wenn eine grillenhafte Hypothese bestätigt scheint, wohin auch immer der Blick sich richtet;² *Wolfsmann* schließlich als faustdickes Seemannsgarn. Alle vier Texte, die als wissenschaftliche Texte aufgemacht daherkommen, erweisen sich als Phantasiestücke – in freudscher Manier.

Frivolitäten? Lügen gestraft vom Ernst und der Seriosität, mit denen der bärtige Freud aus seinen Porträts auf uns herniederblickt? Wir werden sehen.

1 »Freud's five case histories, the pillars on which psychoanalysis as an empirical science rests.« Kurt Eisler, *Medical Orthodoxy and the Future of Psychoanalysis* (New York: International University Press 1965), 395

2 »Es liegt in der Natur einer Hypothese, geht man erst einmal mit ihr schwanger, dass sie sich alles und jedes als passende Nahrung assimiliert; und vom ersten Augenblick ihrer Empfängnis an kräftigt sie sich in der Regel durch alles, was man sieht, hört, liest oder erfährt.« (Übersetzung von Michael Walter) »It is the nature of a hypothesis, when once a man has conceived it, that it assimilates every thing to itself as proper nourishment; and, from the first moment of your begetting it, it generally grows the stronger by every thing you see, hear, read, or understand.« Laurence Sterne, *Tristram Shandy*, Buch II, Kapitel 19

I Dora. Oder: Der Prozess gegen Dora

1 Wovon die Patientin geheilt werden soll

Der zeitlich erste der großen Fallberichte trägt den bescheidenen Titel *Bruchstücke einer Hysterie-Analyse*; Kenner zitieren ihn als *Dora*. Der prominente Psychoanalytiker Erik H. Erikson nannte den Text *die klassische Analyse der Hysterie*³, also eine verbindliche, ja vorbildliche Anleitung dafür, wie Hysterie zu erkennen und zu behandeln sei.

Es braucht uns hier nicht zu kümmern, dass der Begriff Hysterie in der heutigen Psychiatrie nicht mehr verwendet wird. Die Symptome haben sich seit Freud als zu heterogen erwiesen, als dass sie einer einzigen Krankheitsursache zugeschrieben werden können. Die genaue Lektüre von *Dora* wird im Übrigen auf ganz andere Probleme führen als auf die Klärung der Frage, was Hysterie eigentlich sei.

Dora, so nennt Freud um der Anonymisierung willen seine 17-jährige Patientin,⁴ erscheint in seiner Praxis etwa Mitte Oktober 1900, am 31. Dezember des gleichen Jahres kommt sie zum letzten Mal. Er charakterisiert sie als *blühendes Mädchen von intelligenten und gefälligen Gesichtszügen, auffällig durch Begabung und intellektuelle Frühreife, [...] im Urteil sehr selbstständig*.⁵ Sie kommt nicht aus freien Stücken, sondern ein *Machtwort des Vaters* treibt sie in die Berggasse 19 in Wien.

Freud sieht sich durch die neue Patientin in die Rolle eines Familienpsychologen gedrängt. Er versichert, er sei ihr gewachsen. *Aus der Natur der Dinge, welche das Material der Psychoanalyse bilden, folgt, daß wir in unseren Krankengeschichten den menschlichen und sozialen Verhältnissen der Kranken ebensoviel Aufmerksamkeit schuldig sind, wie den somatischen Daten und den Krankheitssymptomen*.⁶

Freud geht jedoch anders vor, als es heutige Familienpsychologen tun würden. Er setzt sein Bild von der familiären Situation Doras allein aus den Mitteilungen des Vaters und aus Doras Erzählungen zusammen. Er verzichtet darauf, die anderen drei Protagonisten in diesem Familiendrama selbst kennenzulernen oder sie gar zu befragen.

3 »The classical analysis of the structure and the genesis of a hysteria«. Erik H. Erikson, *Insight and Responsibility*. New York 1964, 168

4 Ida Bauer alias Dora wurde am 1. November 1882 geboren. Sie war also noch 17, als sie zu Freud kam. Die zwei Zwischenfälle mit K. geschahen beide in der Sommerfrische der Familie zwei bzw. vier Jahre früher. Dora war also damals 15 bzw. 13 Jahre alt, nicht 14 und 16, wie Freud angibt.

5 StA VI, 98–101

6 StA VI, 97

Für den Vater ist das Problem seiner Tochter ihre Widerspenstigkeit. So wird Freud engagiert: »Suchen Sie sie jetzt auf bessere Wege zu bringen.«⁷ Es mutet seltsam an, dass der Dr. med. Freud diese Patientin lediglich von ihrer spätpubertären Renitenz heilen soll. In der Tat lässt sich Freud von dieser Laiendiagnose nicht beirren und kommt alsbald zu einer ganz andersartigen Bestimmung dessen, woran Dora eigentlich leide. Trotzdem arbeitet er ganz im Sinne des Vaters, wenn er dem Mädchen drei Monate hindurch vorhalten wird, ihre seelischen Probleme seien selbsterzeugt und nicht, wie sie glaubt, die Folge von reichlich unordentlichen Familienverhältnissen und von Fehlverhalten anderer Menschen in ihrem engsten Umkreis.

Zunächst die wichtigsten Details der *sozialen Verhältnisse* Doras. Das Familiendrama, in das Dora zu ihrem Unglück verwickelt ist, ist eine *ménage à trois*, aus der eine solche *à quatre* werden sollte. Doch daraus wird nichts, weil Dora sich sperrt. Der Vater, ein wohlhabender Textilfabrikant *in der zweiten Hälfte der Vierzigerjahre*, ist seit Jahren seiner Frau entfremdet, die von Freud knapp als krankhafter Putzteufel charakterisiert wird. Der enttäuschte Ehemann (*»Ich habe nichts an meiner Frau«*) findet Trost in einem Verhältnis mit einer *jungen und schönen* Frau K., der Gattin seines Freundes.

Dieser wiederum umwirbt Dora, die Tochter des Liebhabers seiner Frau. Herr K. macht schon der neunjährigen Dora Avancen. Das tut er vier Jahre lang in Form von betonter Freundlichkeit, von kleinen Geschenken und anderen Aufmerksamkeiten, *ohne daß jemand etwas Arges dabei gefunden hätte*. Der Dreizehnjährigen gegenüber wird K. eines Tages deutlicher. Als er es arrangiert hat, mit ihr in einem Laden allein zu sein, *preßte er plötzlich das Mädchen an sich und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen*.⁸ Dora fühlt nichts als Ekel und läuft davon. Ihren Eltern verschweigt sie den Zwischenfall.

Zwei Jahre später macht K. einen zweiten Vorstoß. Diesmal ist er auf einem Spaziergang an einem bewaldeten See mit dem Mädchen allein und macht ihr, so Freud, einen *Liebesantrag*. Dora hält das für eine *unsittliche Zumutung*, verabreicht K. eine Ohrfeige. Diesmal berichtet sie ihren Eltern. Der Vater stellt den *Beschuldigten* zur Rede. Der *leugnete aufs Nachdrücklichste jeden Schritt seinerseits, der solche Auslegung verdient hätte, und be-*

7 StA VI, 103. Einen ähnlichen Auftrag bekommt Freud noch einmal achtzehn Jahre später. Diesmal erweist er sich nicht nur diskreter als im Falle Dora, sondern auch als abgeklärter und gar skeptischer in Bezug auf den möglichen Erfolg solchen Unterfangens: *Oder Eltern verlangen, daß man ihr Kind gesund mache, welches nervös und unfügig ist. Sie verstehen unter einem gesunden Kind ein solches, das den Eltern keine Schwierigkeiten bereitet, an dem sie ihre Freude haben können. Die Herstellung des Kindes mag dem Arzt gelingen, aber es geht nach der Genesung umso entschiedener seine eigenen Wege, und die Eltern sind jetzt weit mehr unzufrieden als vorher. Kurz, es ist nicht gleichgültig, ob ein Mensch aus eigenem Streben in die Analyse kommt oder darum, weil andere ihn dahin bringen, ob er selbst seine Veränderung wünscht oder nur seine Angehörigen, die ihn lieben oder von denen man solche Liebe erwarten sollte. (Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität (1920), StA VII, 260)*

8 StA VI, 105

gann das Mädchen zu verdächtigen, das [...] nur für sexuelle Dinge Interesse hätte, weil sie zu viel Literatur über Sex gelesen habe. Wahrscheinlich habe sie, durch solche Lektüre erhitzt, sich die ganze Szene [also nicht nur die unsittliche Absicht des Werbenden], von der sie erzählt, »eingebildet.«⁹

Der Vater glaubt K., nicht seiner Tochter. Er kann es ja nicht ungern sehen, wenn Freund K. sich um Dora bemüht und damit eine *ménage à quatre* zustande zu bringen sucht. Immerhin hat der Freund das Fremdgehen seiner eigenen Ehefrau mit dem Vater Doras seit Jahren geduldet. Dora muss sich, wenn sich ihr Vater so überaus lässlich verhält, als Tauschobjekt oder als Ausgleichszahlung fühlen; sie verhehlt Freud nicht, wie sie die Situation sieht, nämlich *daß sie Herrn K. ausgeliefert worden sei als Preis für seine Duldung der Beziehungen zwischen Doras Vater und seiner Frau.*¹⁰

Dora hatte seit Jahren ein enges Freundschaftsverhältnis zu den Kindern von K. und gar zu Frau K. gehabt. Nun aber, nach dem zweiten *Liebesantrag* K.s, bedrängt sie den Vater, er solle sein Liebesverhältnis zu Frau K. beenden, ja überhaupt jeden Verkehr mit der Familie K. abbrechen. Als der Vater auf ihre Überredungsversuche nicht eingeht, verlegt sie sich auf indirekte, nonverbale Verhaltenssignale. Der Vater versteht diese nur zu gut: *»Ich bezweifle nicht, [...] daß dieser Vorfall [der Liebesantrag K.s am See] die Schuld an Doras Verstimmung, Gereiztheit und Selbstmordideen trägt.«* Er willfahrt ihr jedoch nicht, sondern beauftragt Freud im Oktober 1900 mit der *psychotherapeutischen Behandlung* Doras.

2 Die Diagnose: Sündenregister oder Perversionenkatalog?

Es gelingt Freud nicht, diesen Auftrag wunschgemäß auszuführen. Das liegt zunächst daran, dass Dora ihre *Kur* abrupt, ohne Gründe zu nennen, nach zehn Wochen abbricht. Sie verkündet, sie sei heute das letzte Mal da und werde nicht wiederkommen. In dieser kurzen Zeit hatte Freud zwar Gelegenheit, seine Diagnosen der Patientin ausführlich mitzuteilen. Aber die *Schwäche der psychoanalytischen Bekämpfung der Krankheitsmotive liegt*, wie Freud einräumt, in der Schwierigkeit, die Patienten zu überreden, die Richtigkeit der Diagnosen zu akzeptieren, ja ihnen klarzumachen, dass sie mit ihrer Krankheit eine Absicht verfolgen. *Man muß erst versuchen, sie selbst auf dem Umwege der Analyse von der Existenz ihrer Krankheitsabsicht zu überzeugen.*¹¹ Dora vereitelt dieses Bemühen Freuds. Sie geht. Bis zu diesem Augenblick hat sie den Diagnosen Freuds nur Widerstand entgegengesetzt.

9 StA VI, 103

10 StA VI, 111

11 StA VI, 120

Warum? Sie wird es nicht gemocht haben, von Freud attestiert zu bekommen, krank sein zu *wollen*, ja damit die hinterhältige Absicht zu verfolgen, den Vater und seine Geliebte auseinanderzubringen. Ihre eigentlichen Gründe für ihre Weigerung sind jedoch in der detaillierten Diagnose zu suchen, die Freud mittels *ausgedehntester und mühevollster Beobachtung* aus den klinischen Daten *extrahiert* haben will, welche Dora und ihr Vater ihm lieferten.

Für Freud ist der Fall Dora ein klassischer Fall von Hysterie. Er hatte das schon geahnt, als er sie zwei Jahre früher *mit Husten und Heiserkeit behaftet* zum ersten Mal sah. Damals bot er dem Vater nämlich gleich eine *psychische* [sic] *Kur* seiner Tochter an. Erst zwei Jahre später geht dieser darauf ein. Im Verlauf dieser *Kur* entpuppt Dora sich in Freuds Augen als klassische *Hysterika*. Das bedeutet nicht nur, der Vater habe mit seiner Überzeugung Recht, Dora habe sich die unsittlichen Nachstellungen K.s bloß eingebildet. Darüber hinaus erkennt Freud auf Simulation von Krankheitssymptomen, sexuelle Promiskuität, Homosexualität, Voyeurismus, Frigidität, Inzestwünsche, *eifersüchtige Erbitterung* und *krankhafte Rachsucht*.

Diese Diagnose eines Sünden- oder besser Perversionenregisters wird detailliert im Verlaufe von Freuds Protokoll *nachgewiesen*. Die Promiskuität etwa habe sich in lüsternen Wünschen geäußert, die Dora auf Herrn K., den Vater und gar auf den eigenen Arzt, Doktor Freud, gerichtet habe. Der Inzestwunsch in Tateinheit mit Voyeurismus sei damit gegeben, dass sie sich vor ihr geistiges Auge eine Szene gezaubert habe, in der Frau K. dem Vater, ihrem Liebhaber, eine Fellatio verabfolgte – und Dora in aufwallender Eifersucht sich dabei an die Stelle von Frau K. gewünscht habe. Die lesbischen Neigungen Doras hätten Frau K. gegolten, ihre sadistisch getönte Rachsucht schließlich allen Beteiligten, in erster Linie Freud höchstpersönlich, ihrem *Arzt*.

Die laienhafte Diagnose des Vaters, Dora sei ein verstockter Trotzkopf und müsse deshalb in Behandlung, ersetzt der Psychoanalytiker also durch die Aufdeckung einer Schlangengrube in der Psyche des jungen Mädchens. Dora jedoch bestreitet entschieden alles, was Freud ihr da unterstellt.

3 Warum man mit einer jugendlichen weiblichen Person über solche Themata in solcher Sprache verhandeln darf

Die zu erwartende Empörung des *keuschen Lesers* über solche Verworfenheit in der Seele eines jungen Mädchens aus gutbürgerlichem Hause dämpft Freud mit klinischer Sachlichkeit mittels eines Stückchens Theorie:

Die Perversionen sind weder Bestialitäten noch Entartungen im pathetischen Sinne des Wortes. Es sind Entwicklungen von Keimen, die sämtlich in der indifferenzierten sexuellen Anlage des Kindes enthalten sind, deren Unterdrückung

*oder Wendung auf höhere, asexuelle Ziele – deren Sublimierung – die Kräfte für eine gute Anzahl unserer Kulturleistungen abzugeben bestimmt ist.*¹²

Mancher Leser mag es trotz dieser Besänftigung noch erschreckend finden, dass eine wohlgezogene Tochter aus gutem Hause laut Befund des Kliniklers diese Sublimierung zu leisten nicht imstande war. Freud würde mit einem Achselzucken erwidern, Dora sei halt eine *Hysterika*, ein pathologischer Fall, keine Normalgesunde.

Freud könnte zwar jene *Perversionen* mit dem Argument verharmlosen, das seien alles unbewusste Regungen, die nur der Psychoanalytiker erkennen könne. Im Laufe seiner *Kur* aber hat er, wie sein Protokoll zeigt, es kaum je versäumt, seine *Einsichten* in Doras Unbewusstes ihr alsbald in unverblühten Worten zu offenbaren.

Diese Offenheit gegenüber Dora berechtigt ihn überdies, wie er meint, die Fallgeschichte alsbald zu publizieren, ohne fürchten zu müssen, die Patientin dadurch bloßzustellen. *Ich kann es natürlich nicht verhindern, daß die Patientin selbst eine peinliche Empfindung verspüre, wenn ihr die eigene Krankheitsgeschichte durch einen Zufall in die Hände gespielt wird. Sie erfährt aber nichts aus ihr, was sie nicht schon weiß.*¹³ Der Familienpsychologe Freud gibt sich überdies überzeugt, schon gar nicht die Familie, sollte ihr sein Fallbericht in die Hände fallen, würde bemerken, dass es sich in seinem Report um die Tochter des Hauses handelt.

Fachkollegen könnten ihm allerdings Bruch der ärztlichen Schweigepflicht vorwerfen. Ihnen gegenüber argumentiert Freud anders. Zum einen nach der Maxime, der Angriff sei die beste Verteidigung. *Ich weiß, daß es, in dieser Stadt wenigstens, viele Ärzte gibt, die – ekelhaft genug – eine solche Krankengeschichte nicht als einen Beitrag zur Psychopathologie der Neurose, sondern einen zu ihrer Belustigung bestimmten Schlüsselroman lesen wollen.*¹⁴ Zum anderen hat er ein fachliches, genauer ein psychoanalytisches Argument. Eine *Hysterika* kann man nicht verderben, weil sie eh verdorben ist, denn man kann ihr nichts Anstößiges mitteilen, was sie nicht schon – ihr unbewusst – wüsste.

*Man läuft niemals Gefahr, ein unerfahrenes Mädchen zu verderben; wo auch im Unbewußten keine Kenntnis sexueller Vorgänge besteht, da kommt auch kein hysterisches Symptom zustande. Wo man Hysterie findet, kann von »Gedankenunschuld« im Sinne der Eltern und Erzieher keine Rede mehr sein.*¹⁵

12 StA VI, 124–125

13 StA VI, 88

14 StA VI, 88

15 StA VI, 126

V Folgerungen und Weiterungen

1 Was den vier Fallberichten gemeinsam ist

In den Geschichten von Dora, Hans, dem Rattenmann und dem Wolfs-
mann hat sich Freuds Methodik als entschieden unwissenschaftlich erwie-
sen. Seine Deutungen und Diagnosen, vor allem auf den Beweis des Ödi-
puskomplexes ausgerichtet, sind in diesen Texten willkürlich. Das heißt sie
sind unhinterfragbar, also unüberprüfbar; sie sind oft so phantasievoll, dass
sie dem gesunden Menschenverstand Hohn sprechen; sie werden niemals
gegen andere mögliche Erklärungen abgewogen, sondern *ad hoc* festgesetzt;
sie sind so flexibel, dass sie – etwa mittels des Kunstgriffs der Ambivalenz –
eines und zugleich dessen Gegenteil als richtig und wahr hinstellen können.

Das alles sind Verstöße gegen den Kodex der empirischen Wissenschaften – zu dem Freud sich jedoch ausdrücklich bekannte.

In den vier Fall-Erzählungen hätte Freud mit überprüfbarer wissen-
schaftlicher Methodik nicht beweisen können, was er beweisen wollte. So
nimmt er seine Zuflucht zu esoterischen Kunststücken, eingebettet in viel
geschickte Rhetorik. Den Ödipuskomplex und alles, was mit ihm zusam-
menhängt (Kastrationskomplex, Penisneid, Urszene) gibt es nicht in der
Wirklichkeit. Alle späteren Versuche von Freudianern und Nichtfreudianern,
ihn mit wissenschaftlich einwandfreien empirischen Methoden als
mehr als eine bloße Chimäre, als real vorhanden zu erweisen, sind vergeb-
lich gewesen. Chimären lassen sich nur, wie Freud es tut, mittels geschickter
Überredung, raffinierten Kunststücken und Behauptungen, mit Chuzpe
vorgetragen, in die Köpfe anderer verpflanzen.

In allen Fallberichten ist die Hartnäckigkeit auffällig, mit der Freud an
seiner einmal gefassten Diagnose festhält. Niemals erwägt er alternative Er-
klärungen für das Verhalten oder die Äußerungen seiner Patienten. Seine
entwaffnende Begründung dafür ist, seine Theorie lasse nur diejenige Deu-
tung zu, die er verkündet habe. *Es muß ja wohl so zugehen, die Theorie fordert
es. [...] Die Analyse [hat] in der Theorie immer recht, wenn auch in der Praxis
nicht immer.* »Wohl« und »nicht immer« erweisen sich beim genauen Lesen
seines Berichts über die *Kur* des Rattenmanns (wie auch der drei anderen
Fallberichte) als rhetorische Floskeln. Sie sollen lediglich den Fanatismus
seiner Theoriegläubigkeit verschleiern.

Das hat er noch auf andere Weise versucht. Er hat wiederholt versichert,
erst nach langer und sorgsamer klinischer Beobachtung allmählich seine
Theorie formuliert zu haben; er habe also induktiv gearbeitet und damit
dem Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit Genüge getan. Diese Be-
hauptung entpuppt sich beim genaueren Hinsehen als seinem tatsächlichen
Vorgehen entgegengesetzt, sowohl beim Rattenmann als auch beim Wolfs-

mann, bei Hans und bei Dora. Seine klinischen *Beobachtungen* gewinnt er nur auf deduktivem Wege. Mit anderen Worten: Er tut es Prokrustes nach und zwingt das, was er bei seinen Patienten sieht und hört, ins längst gezimmerte Bett seiner Theorie.

Natürlich geht jeder Forscher in wissenschaftlichem Neuland von Erwartungen aus, hat also so etwas wie eine Theorie im Kopfe. Doch nur wenn er bereit ist, diese seinen Beobachtungen ständig anzupassen, ja gar alternative Erklärungen für diese in Betracht zu ziehen, darf er sein Tun wissenschaftlich nennen. Freud aber zeigt solche Tugenden nirgendwo.

Von Wissenschaftlichkeit kann noch weniger die Rede sein, wenn Freud seinem Steckenpferd, den Sprachspielen, die Zügel schießen lässt. Er gründet eine klinische Diagnose allen Ernstes darauf, dass Ratten ebenso wie mit heiraten als auch mit Kindern und Würmern und Geld und Prostitution und Kot und all das wieder mit Kinderkriegen »zusammenhängen« (was heißt das eigentlich?), welches letztere ja *inter urinas et feces* statthat, wo auch Ratten und das Geld (denn Ratten = Raten) hingehören – und so weiter und so fort. Er bringt niemals die Reflexion auf, sich zu fragen, ob derlei Verkettungen lediglich Einblicke in sein persönliches Phantasieleben bieten könnten. Er beharrt stattdessen darauf, dass das objektive Zusammenhänge seien, die in der Seele des Patienten zu suchen und zu finden seien. Er versteift also sich darauf, in der Wirklichkeit Phänomene zu gewahren, die nur in seinem Kopf existieren – wie es der scharfsinnige Ritter von der Mancha auf seine Weise getan hatte.³⁸⁰

Ich gehe im Folgenden einigen dieser Befunde nach, indem ich sie in den größeren Zusammenhang des freudschen Gesamtwerks zu stellen suche.

2 Freuds Theorie erwächst nicht aus seiner Praxis

Das Lesen und Wiederlesen der vier Fallberichte enttäuscht also die Hoffnung, in diesen Texten würde man Zeuge davon werden, wie Freud seine Theorie induktiv aus der klinischen Arbeit mit seinen Patienten entwickelte. Er selbst hat das wiederholt³⁸¹ nachdrücklich behauptet:

Ich kann nur versichern, daß ich, ohne einem bestimmten psychologischen System verpflichtet zu sein, an das Studium der Phänomene gegangen bin, welche die Beobachtung der Psychoneurotiker enthüllt, und daß ich dann meine

380 »Y para concluir con todo, yo imagino que todo lo que digo es así ...« »Und um alles mit einem Wort abzuschließen, ich denke mir, dass alles sich genauso verhält wie ich es sage ...« (Cervantes, *Don Quijote*³⁸¹, Kap. 25, Übersetzung von Ludwig Braunfels)

381 Varianten dieser Behauptung, strikt induktiv gearbeitet zu haben, finden sich StA V, 149; StA VI, 80; StA VI, 61; in der »Selbstdarstellung« 78; u. ö.

*Meinungen um so viel zurechtgerückt habe, bis sie mir geeignet erschienen, von dem Zusammenhange des Beobachteten Rechenschaft abzulegen.*³⁸²

Das Gegenteil ist der Fall. Die Fallgeschichten zeigen, dass dieser Satz den Leser in die Irre führt. Bei jedem der vier Fälle ist Freud von Annahmen ausgegangen, die er im Vorhinein aufgestellt hatte. Er hat seine Erwartungen dann nur immer wieder durch seine *Beobachtung* als bestätigt erklärt. Diese Erklärungen erweisen sich bei genauerem Hinsehen nur zu oft als so wenig einleuchtend, dass der Leser viel Glauben an die Autorität des Verfassers aufbringen muss, will er sich nicht kopfschüttelnd abwenden.

Sieht man sich in den Hauptwerken Freuds um, also in der *Traumdeutung*, den *Vorlesungen* und anderen Schriften, so muss man sich fragen, ob jener Ausdruck »Erwartungen«, mit denen Freud seine Beobachtungen steuert, noch zu schwach sei. Sollte man nicht eher von Obsessionen reden?

Erwartungen können enttäuscht, sie können korrigiert und durch Alternativen ersetzt werden. Doch die Theoreme, welche die Grundpfeiler der Psychoanalyse bilden, stehen für Freud von vornherein, vor der Arbeit mit den Patienten, unverrückbar fest. Was er im Laufe der anderthalb Jahrzehnte, in denen die Fallgeschichten entstanden sind, wirklich *zurechtrückt*, sind Kleinigkeiten³⁸³ im Vergleich zu den prinzipiellen Dogmen, die er ein für alle Mal gefunden zu haben glaubt. Das sind seine Überzeugungen etwa vom Pansexualismus, von der lebenslangen Prägung durch sexuelle Schocks in frühester Kindheit, vom Ödipuskomplex, vom Kastrationskomplex, vom *Penisneid des Weibes*. Diese Überzeugungen im Nachhinein am Patienten, seinen Aussagen, seinem Verhalten bestätigt zu bekommen – das ist das eigentliche Ziel der Arbeit Freuds in den Fallberichten. Auf vielen Seiten dieser Texte wird der Leser Zeuge davon, wie dieses Bestreben zur Obsession auswächst.

Nun ist es nicht ohne weiteres unwissenschaftlich, vielmehr strenggenommen gar unvermeidlich, mit einer Theorie im Kopf, also mit Erwartungen an die Phänomene heranzugehen, die man erklären will. Soll jedoch dieses Vorgehen wirklich wissenschaftlich sein, das heißt, gegen den Verdacht der Obsession gefeit sein, muss ein weiteres hinzukommen. Charles Darwin, sowohl ein großer Theoretiker als auch ein großer Empiriker, hat dieses Verständnis von Wissenschaft so formuliert:

Viele Jahre hindurch habe ich eine Goldene Regel befolgt. Jedes Mal, wenn ich in einer Veröffentlichung auf eine Tatsache, eine neue Beobachtung oder Idee stieß, die meinen Ergebnissen widersprach, machte ich mir alsbald eine Notiz darüber. Ich hatte nämlich gelernt, daß derlei Tatsachen und Ideen weit eher dem Gedächtnis entschlüpfen als es Bestätigungen meiner Ideen taten. Dieser Gewohnheit habe ich es zu verdanken, daß sehr wenige Einwände gegen meine Ansichten er-

382 StA VI, 177

383 Eine Ausnahme ist seine vieldiskutierte Rücknahme der Verführungstheorie, siehe Anmerkung 393

hoben wurden, die ich nicht zumindest zur Kenntnis genommen und zu erwidern versucht hatte³⁸⁴

Freud hat sich gern mit Darwin verglichen, ja sich mit ihm (und Kopernikus) auf eine Stufe gestellt. Doch ist das umsichtige Abwägen von alternativen Erklärungen bei ihm nirgendwo zu finden. Besonders auffällig ist das bei seinen Deutungen von Traumdetails. Sie wirken wie Schüsse aus der Hüfte, sie kommen ohne Zögern und werden niemals korrigiert. Ein Wald auf einem Gemälde *ist* das Schamhaar Doras, die gemalten Nymphen *sind* ihre Schamlippen. Trotz mancher Vielleichts, mit denen er seine Schlüsse einführt, zweifelt er sie niemals an. Selten nimmt er kleine Korrekturen vor, fast nie erwägt er mögliche andere Lösungen; stehen sie einmal fest, und das tun sie nur zu bald, bleibt er beinhart dabei, das Richtige getroffen zu haben.³⁸⁵ Das Leugnen des Patienten, das Kopfschütteln der Kollegen ist ihm nichts als Bekräftigung. Dieser Starrsinn enthüllt sich erst bei genauem Lesen; er wird von der geschmeidigen, ja eleganten Diktion Freuds verdeckt.

Für seine Arbeit ist vielmehr charakteristisch, was der englische Sprachgebrauch »jumping to conclusions« nennt, die voreilende Schlussfolgerung aus einem Minimum an Beobachtung. Jede solche Schlussfolgerung ist dann eine Bestätigung seiner Theorie. Seine gelegentliche Bemerkung *da mir die Erfahrung stets das Nämliche und nur eines zeigte*³⁸⁶, erweist sich als fatal zutreffend.

3 Freuds *Beobachtung* ist keine Beobachtung

Jene Bereitschaft zur Selbstkorrektur, die Darwin beschreibt, gibt es bei Freud nicht. Seine Vokabel *Beobachtung* hat nicht die landläufige Bedeutung. Diese enthält die Forderung nach Objektivität und nach Kontrolle des Wahrgenommenen gemäß strenger Regeln. Das, was Freud *beobachten* nennt, ist nicht nur von obsessiven Erwartungen gesteuert, sondern überdies stets von seiner unreflektierten Deutung überlagert.

Beispiel. Wenn ein Patient zu seinem Arzt kommt und über Beschwerden klagt, wird dieser eine körperliche Untersuchung anstellen und auf Grund seiner Ergebnisse zu einer Diagnose kommen. Abstrakt gesprochen: Er beobachtet und zieht dann seine Schlüsse. Bei Freud jedoch sieht eine solche

384 »I had, also, during many years, followed a golden rule, namely, that whenever a published fact, a new observation or thought came across me, which was opposed to my general results, to make a memorandum of it without fail and at once; for I had found by experience that such facts and thoughts were far more apt to escape from the memory than favourable ones. Owing to this habit, very few objections were raised against my views which I had not at least noticed and attempted to answer.« *The Autobiography of Charles Darwin*, ed. Nora Barlow, New York (Norton) 1958, 123

385 Das bestätigt er einmal trotzig in einem Brief an C. G. Jung vom 19.4.08: *Meine Ansichten sind entweder ganz richtig oder gar nicht.*

386 »Selbstdarstellung«, 147